

Muslimisch-jüdische Kolumne

Romeo und Julia aus dem Nahen Osten

Nach Antisemitismusvorwürfen wurde in München Wajdi Mouawads Stück „Vögel“ abgesetzt. Das ist ein Irrtum. Denn es zeichnet realistisch Konflikte in interreligiösen Beziehungen.

Von SABA-NUR CHEEMA UND MERON MENDEL



© Jean-Marc Turmes

Abgesetzt: Szene aus Wajdi Mouawads Stück „Die Vögel“ am Münchner Metropoltheater

Vor 37 Jahren, im Oktober 1985, schrieben Juden in Frankfurt Geschichte in der Bundesrepublik. Es war das erste Mal, dass sie öffentlich gegen „subventionierten Antisemitismus“ protestierten. Sie besetzten die Bühne des Frankfurter Kammerspiels, als das Stück „Der Müll, die Stadt und der Tod“ von Rainer Werner Fassbinder uraufgeführt werden sollte. Die Kritik richtete sich gegen die Hauptfigur des Stücks, die Fassbinder unverblümt als „der reiche Jude“ mit plakativen antisemitischen Klischees ausgestattet hatte: ein jüdischer Immobilienspekulant, skrupellos, hinterlistig, sexbesessen, machtgerig. Fassbinder reproduzierte eins der wirkungsmächtigsten und langlebigen Vorurteile gegen Juden. Der Theaterregisseur habe Ignatz Bubis, später Präsident des Zentralrats der Juden, gemeint, sagten damals viele.

Wir erinnerten uns an die Debatte, die wir beide nicht persönlich erlebt haben, als aktuell wieder der Antisemitismusvorwurf gegen ein Theaterstück erhoben wurde, „Vögel“ des libanesisch-kanadischen Regisseurs Wajdi Mouawad. Darin geht es um mehrere Generationen einer jüdischen Familie, die sich in Israel treffen, und um die Beziehung zwischen einem Juden und einer Muslima, die um ihre Liebe kämpfen müssen. Auslöser der aktuellen Debatte war ein öffentlicher Brief der Jüdischen Studierendenunion Deutschland

und des Verbands jüdischer Studenten in Bayern, in dem die Studenten Antisemitismusvorwürfe gegen das Stück erheben.

In Israel wurde die Aufführung gelobt

Nach letztlich gescheiterten Vermittlungsbemühungen gab das betroffene Metropoltheater kürzlich bekannt, das Stück vom Spielplan zu nehmen. Die Ähnlichkeit zwischen den beiden Theaterskandalen trägt allerdings. Während Fassbinder bewusst auf antisemitische Stereotype setzte, stehen die aktuellen Vorwürfe gegen „Vögel“ auf wackeligen Beinen.

„Vögel“ war seit der Pariser Uraufführung 2017 Hunderte Male auf Bühnen zu sehen, auch im deutschsprachigen Raum wurde das Stück bislang auf mehr als zwanzig Bühnen gezeigt. Selbst in Israel wurde „Vögel“ von Kritikern und Publikum vielfach gelobt, als es 2018 am renommierten Cameri-Theater in Tel Aviv aufgeführt wurde. Die israelische Presse hob besonders die Zusammenarbeit von arabischen und jüdisch-israelischen Schauspielern, die Mehrsprachigkeit – Arabisch, Hebräisch, Deutsch und Englisch – sowie die Empathie des Autors für die jüdische Perspektive hervor. Das international besetzte Ensemble hat am Schreibprozess des Stücks mitgewirkt, berichtet die israelische Schauspielerin Liora Rivlin. „Was mich zutiefst beeindruckt hat, war der Versuch von Wajdi Mouawad, den Schmerz und das Leiden des Feindes zu verstehen“, sagte damals Eli Bijaoui, der das Stück ins Hebräische übersetzte, der Zeitung „Haaretz“.

Im gleichen Bericht sagte Wajdi Mouawad: „Ich liebe alle Figuren in meinem Stück. Auch die Juden, die ich in meiner Kindheit zu hassen gelernt habe.“ Ließen sich alle von Mouawad blenden und merkten nicht, wie hier Antisemitismus am Werk ist – bis hin zum israelischen Außenministerium, welches die Produktion in Paris und Genf mitfinanzierte? Gegenüber „Haaretz“ berichtete Wajdi Mouawad, dass aufgrund dieser Zusammenarbeit seine Familie im Libanon bedroht wurde. Auch die antiisraelische Boykottkampagne BDS setzte sich gegen die Produktion und Aufführung ein. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass nun ausgerechnet jüdische Studierende in unfreiwilliger Allianz mit BDS-Aktivisten das Stück verhindern wollen.

Die Studierenden werfen dem „nichtjüdischen libanesisch-kanadischen Autor“ vor, er schaffe ein „nicht repräsentatives Bild von Israel“. Er hätte Israel zu negativ dargestellt. Laut den Studierenden hätte Mouawad von der „wachsenden Immigration nach Israel“ nicht gewusst. In deren Augen ist jüdische Einwanderung nach Israel ein Beweis dafür, dass im Land nur Milch und Honig fließen würden. Diese Vorstellung dürfen sie natürlich behalten, aber sollen nur solche Theaterstücke aufgeführt werden, die Israel als Paradies malen, in dem jeder leben möchte?



© David Bachar

Meron Mendel und Saba-Nur Cheema

Selbst wenn Israel wirklich so toll wäre: Ist Repräsentation überhaupt die Aufgabe des Theaters? Und wie genau sollte sie aussehen? Stellen Goethes „Faust“, Lessings „Nathan der Weise“ oder Shakespeares „Kaufmann von Venedig“ ein repräsentatives Bild ihrer Zeit dar? Theater ist keine Forsa-Umfrage, sondern eine subjektive Angelegenheit. Es drängt sich der Eindruck auf, dass die Studenten einen literarischen Stoff mit einem Pamphlet und Dialoge mit politischen Statements des Autors verwechselt haben.

Apodiktisch moniert die Vorsitzende der Studierendenunion in der Tageszeitung „Die Welt“: „Wenn auch nur eine jüdische Person etwas als grenzüberschreitend, relativierend oder beleidigend empfindet, muss das ausreichen, um es ernst zu nehmen.“ Natürlich hat jede Person das Recht, ernst genommen zu werden – übrigens egal, ob sie jüdisch ist oder nicht. Allerdings darf der Maßstab für die Entscheidung, ob Kunst antisemitisch ist, niemals subjektiviert werden. Juden, wie alle anderen Gruppen auch, sind unterschiedlich. Was der eine als verletzend empfindet, kann die andere sogar gut finden. Es braucht also mehr als den Hinweis, dass jemand in seinen Gefühlen verletzt ist, um Antisemitismus oder Diskriminierung nachzuweisen.

Das ist Eure Geschichte, sagten Freunde

Als wir von der Diskussion in München erfuhren, erinnerten wir uns: Damals, vor der Pandemie, hatten Freunde uns begeistert von dem Stück „Vögel“ erzählt, das sie in Hamburg gesehen hatten: „Ihr müsst das unbedingt anschauen“, sagten sie, „es geht ja irgendwie auch um euch: eine Liebesgeschichte zwischen einem Juden und einer Muslima.“ Wie ärgerlich, dass wir wegen des Lockdowns unsere Reise absagen mussten. Weil wir das Stück nicht sehen konnten, lasen wir die Textfassung, auf Deutsch und in der mehrsprachigen Fassung.

Und wie in einer modernen Version von „Romeo and Julia“ geht es um den Kampf des Paares, den deutschen Juden Eitan und die palästinensischstämmige Wahida, ihre Liebe gegen den Willen von Eitans Familie durchzusetzen. Es geht auch um den israelisch-palästinensischen Konflikt, um Fragen der Identität und über Vorurteile aufgrund der Abstammung, Religion und Zugehörigkeit. Die Ablehnung der Beziehung zu Wahida durch Eitans Familie begründet sich zum einen durch das Trauma des Holocausts. So sagt der

Vater: „Ob du es willst oder nicht, obliegt uns, mir, dir, deinen Kindern und Kindeskindern, die Verantwortung zu überleben, denn niemand sonst wird an unserer Stelle den Geschmack der verlorenen Asche unserer toten und verschwundenen Familien bewahren.“

Die Wunden treten nicht nur in Familien auf

Zum anderen begründet sich der Widerstand der Familie mit dem jüdisch-arabischen Konflikt. So sagt der Vater: „Sie ist keine Jüdin. Sie ist nicht aus unserem Kreis, aus unserem Garten. Scheiße! Bitte schön!!! Du zwingst mich, jemanden auszuschließen, wo ich niemanden ausschließen will! Glaubst du, mir macht es Spaß, von einem Menschen zu sagen, er ist, oder er ist nicht? Und das vor meinem eigenen Sohn?“

Als wir diese Sätze lasen, kamen Erinnerungen an ähnliche Gespräche in unseren Familien wieder hoch. Alte Wunden, die über die Jahre geheilt sind. Aber diese Wunden treten nicht nur in den Familien hervor: Weder von Juden noch von Muslimen wurde unsere interreligiöse Beziehung bejubelt. Von Menschen, die sich für aufgeklärt halten, war zu hören, sie hätten nichts gegen die Partnerwahl auf der persönlichen Ebene, aber der Kulturkreis wäre doch problematisch: „Mach dir nichts vor, denen ist alles zuzutrauen“, hieß es auf beiden Seiten.

Benjamin Netanjahu sprach von „stillem Holocaust“

Auch jene Diskussionen, die wir im Vorfeld mit unseren Eltern hatten, welche Religion unsere Kinder haben werden, finden wir im Stück „Vögel“ wieder: „Vater: Ich sag's ja! Du trägst zu unserem Verschwinden bei, und du schämst dich nicht einmal dafür, sondern beleidigst uns, du beleidigst das Gedächtnis deines Großvaters.“

Eine nichtjüdische Frau zu heiraten gilt nach wie vor für viele Juden – auch in unserem engen Familienkreis – als Tabubruch, denn die Religionszugehörigkeit wird nach der Halacha (dem jüdischen Gesetz) durch die Mutter weitergegeben. Sogar Benjamin Netanjahu warnte einmal davor, dass interreligiöse Beziehungen nichts anderes als einen „stillen Holocaust“ bedeuteten und sie letztlich zum Verschwinden des jüdischen Volkes führen könnten. Übrigens besteht das Problem in gewisser Weise auch bei Muslimen, denn bei ihnen wird die Religionszugehörigkeit über den Vater weitergegeben.

Einseitig ja, aber nicht antisemitisch

In der F.A.Z. fragte Simon Strauss, ob die These des Stückes stimme, dass Israelis in der arabischen Herkunft einer Person per se ein Feindeszeichen erkennen würden. Unsere Erfahrung ist, dass die These nicht nur bei arabischen, sondern insgesamt bei muslimischer Herkunft zutrifft. Arabisch oder muslimisch – das wird meistens ohnehin synonym verwendet.

Während das Stück „Vögel“ den Rassismus in der jüdischen Gesellschaft berechtigterweise kritisiert, kommen Muslime ziemlich gut weg. Starke Ressentiments gegen eine Beziehung mit Juden in muslimischen oder arabischen Familien werden stillschweigend ausgeklammert. Ist es eine bewusste Entscheidung? Wissen wir nicht. Ist es dadurch ein einseitiges Stück? Ja.

Aber das macht es noch nicht zu einem antisemitischen Stück. Man kann sich über das Stück ärgern, und es muss nicht allen gefallen. Wer sich nicht irritieren lassen will, sollte nicht hingehen. Oder hingehen und danach eine vernichtende Rezension schreiben. Wir hoffen jedenfalls, dass das Stück wieder aufgeführt wird. Zum dritten Mal werden wir uns die Chance auf einen Theaterabend mit politischer Brisanz nicht entgehen lassen.

Saba-Nur Cheema, 1987 in Frankfurt geboren, ist Politologin und Beraterin des Innenministeriums zum Thema Muslimfeindlichkeit.

Meron Mendel, 1976 in Tel Aviv geboren, ist Professor für Soziale Arbeit und Direktor der Bildungsstätte Anne Frank in Frankfurt.

Quelle: F.A.Z.

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH 2001–2022
Alle Rechte vorbehalten.